

schreckensvollen Gesicht manches Beamten sah ich, daß ich auch ganz unerwartet kam. Aber ich hatte auch nichts zu kontrollieren oder zu berichten. Es handelte sich ja nicht um die Einzelheiten, sondern um die Atmosphäre des ganzen.

Im Sommer, als die Choleraepidemie einsetzte, hatte man noch eine Cholera-Baracke, draußen vor der Stadt an der Wolga, im Ueberschwemmungsgebiet des Flusses. Die Heftigkeit der Epidemie machte im Augenblick alle Anlagen illusorisch. Es konnten nicht mehr alle Kranken aus der Stadt, geschweige denn aus dem Gebiet aufgenommen werden. Es waren aber strenge Vorschriften — und so brachte man denn auch alle Kranken pflichtgemäß nach der Baracke. Was mit den Kranken geschah, was nun weiter werden sollte, ob sie Pflege finden würden, Sanitätsmittel, Reinigungsmöglichkeiten und Nahrung — danach traute sich niemand zu fragen. Dort lagen nun die Kranken, zu ganzen Haufen übereinander, Tote, Lebende und noch Lebende, alles im gleichen Raum auf dem Fußboden, und wer noch Leben in sich hatte, wartete auf den Tod. Verpflegungspersonal gab es nicht. Es waren kaum Leute da, die die Toten begruben. Aber das alles ist Erzählung. Bleiben wir in der Gegenwart. Die Choleraepidemie ist zurückgedrängt. Sie hat dem Typhus Platz gemacht. Zu der Zeit wütete der Typhus ganz schrecklich. Zwei große Privathäuser mußten geräumt werden, mit Gewalt wurde für die Kranken Raum geschafft. Aber man hatte keine Bettgestelle, keine Decken. Das Haus war auch für alles andere als für ein Krankenhaus gebaut. Die eingelieferten Kranken wurden auf den Fußboden gelegt, mit ihren Lumpen zugedeckt. Bis zu 60 Kranke zählte man auf ein kleines Zimmer. Gut die Hälfte konnte man am nächsten Tage schon wieder heraustragen. Dann wurden aus den beiden Gefängnissen die Pritschen geholt. So sah ich es. Die Pritschen standen in der Mitte des Zimmers. Sie müssen nach beiden Seiten Raum geben, daß zwei, manchmal auch drei Menschen darauf Platz finden. Auf diese Weise schafft man für etwa 40 Kranke Liegemöglichkeit. Decken und Wäsche hat man noch nicht. Man hofft indessen noch welche zu bekommen. Medizin könnte man den Kranken schon geben, aber es gibt keine Nahrungsmittel, die man ihnen geben kann. Sie bekommen eine dünne Krautsuppe und ein halbes Pfund Brot, das ist alles. Es sind 800 Kalorien, aber 2400 braucht der Mensch täglich zur Ernährung. Als ich da war, waren dem Arzt den Tag vorher ein paar Flaschen Wein zur Aufbesserung der Krankennahrung überwiesen worden. Er mußte selbst lächeln, als er mir davon erzählte. Wem sollte er wohl damit zuerst helfen — im Haus war kein Tropfen Milch und kein Wasser, für über 200 Kranke zusammengepfercht auf 4 Räume und Küche. Gerade während wir sprachen, gingen draußen ein paar Bauersfrauen aus den Dörfern jenseits der Wolga vorbei. Drüben war die Erntekatastrophe nicht so schlimm. Die Bauern haben ihr Vieh behalten. Die Weiber trugen in Steinkrügen frische Milch auf den Basar, gebratene Hühner hatten sie unter dem Arm; eine hatte einen großen Korb mit Eiern. Sehen Sie, sagte der Arzt, wenn wir das hier hätten — und er wandte sich von mir weg. Er hatte ganz recht: Was wollte ich eigentlich in diesem Haus — es ist kein Wasser da für die Kranken. Sie können nicht gereinigt werden. Sie liegen noch, den Körper mit Dreckkrusten überzogen, wie sie eingeliefert wurden. Das Wasser muß aus der Wolga geholt werden. Wer soll den Tonnenwagen ziehen —? Die staatliche Transportabteilung stellt täglich einmal ein Pferd. Mehr kann sie nicht. So bekommen die Kranken pro Tag eine Tonne Wasser. Damit soll gekocht, das Geschirr und die Produkte gereinigt werden, die notwendigen Arzneien bereitet, etwas für den Tee zurückbehalten werden. Wo bleibt dann der Mensch? Ein Tönnchen Wasser für 250 Menschen. Die Kranken liegen in